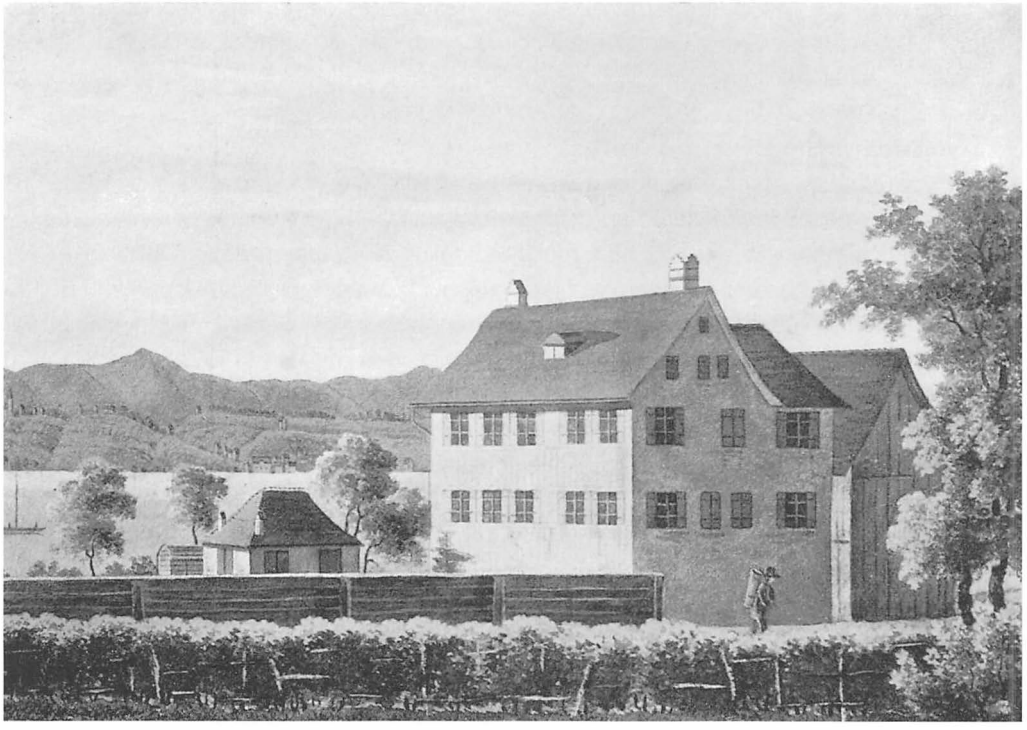
Johann Jakob Reithard – Dichter, Lehrer, Publizist
Ein Lebensbild (I)



Das stattliche Eltern- und Geburtshaus des Dichters am Seeufer im Kusen, 1966 abgebrochen.

Am 15. März dieses Jahres waren es genau 200 Jahre her, seit Johann Jakob Reithard, der einzige Dichter, den unsere Gemeinde je hervorgebracht hat, das Licht der Welt erblickte. Das kalendarische Datum dieses fernen Märztages mag für uns Küsnachterinnen und Küsnachter Anlass dazu sein, uns mit Persönlichkeit, Leben und Werk des nahezu vergessenen Poeten auseinanderzusetzen.

Der Name

Unser Dichter wurde nicht mit dem Familiennamen Reithard geboren, sondern hiess wie seine Eltern Reithaar. Erst als er zwanzig Lenze zählte, änderte er seinen Namen aus Gründen des Wohlklangs in Reithard ab. Auch Reithards Eltern und Geschwister übernahmen diesen neuen Namen. Die Reithaar sind kein altes Küsnachter Geschlecht, sondern stammen aus Herrliberg; Johann Jakob Reithards Vater Hans Conrad übersiedelte nach seiner Verheiratung mit der erst 16jährigen Küsnachterin Anna Schulthess nach Küsnacht in das Haus des Schwiegervaters Johann Jakob Schulthess. Das von 1797 an gemeinsam von den Schulthess

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

und Reithaars bzw. Reithards bewohnte Haus stand am Seeufer am Rand des Dörfleins Kusen (Chuese), unweit der Stelle, wo heute die Boglerenstrasse in die Seestrasse einmündet.

Die Eltern

Wer die Biographie eines Menschen erkunden will, kommt nicht darum herum, sich auch mit den Eltern dieser Person zu befassen. Dem bereits genannten Vater wurde von seinen Mitbürgern ein gesunder Verstand und ein gutes Urteil nachgerühmt. Er war Träger einer Reihe von öffentlichen Ämtern und gehörte bis zu seinem Tode dem Oberwaisenamt Meilen an. Mit dem Ende der Mediationszeit brachen indes für Vater Reithaar bittere Zeiten an: Er verlor seine amtlichen Stellungen. Selbst sein Versuch, durch die Umwandlung seiner grossen Stube in einen Websaal mit zehn Webstühlen sich und die Familie über Wasser zu halten, scheiterte, was dazu führte, dass er mehr und mehr verarmte. In einem Brief an seinen Sohn Johann Jakob schrieb er einmal: «Wie gerne würde ich sterben, wenn ich meinen lieben Kindern noch den Segen geben und ihnen eine sorgenfreiere, glücklichere Zukunft, als die meinige war, schaffen könnte!»

Es sollte noch schlimmer kommen. Am 27. November 1828 nahm Vater Reithaar an einer Sitzung in Meilen teil, kehrte am Abend in Erlenbach ein – und blieb von dieser Stunde an verschollen. Kein Mensch hat jemals vermocht, über das rätselhafte Verschwinden von Reithards Vater irgend etwas in Erfahrung zu bringen. Am wahrscheinlichsten ist, dass der 55jährige einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist. Der nie aufgeklärte Tod von Vater Reithaar hat bei seinen Kindern – von der zehnköpfigen Schar blieben sieben am Leben – tiefe Spuren hinterlassen. Der sprachmächtige Sohn hat seiner Liebe zum Vater unter anderem in den folgenden Versen Ausdruck gegeben:

Viel warst du mir durch Beispiel, viel durch Lehre,
Gediegen war dein Wort und so dein Tun:
O möge stets, du Muster echter Ehre,
Dein edler Geist auf deinem Sohne ruhn!

Von Reithards Mutter wird überliefert, dass sie mit vortrefflichen Gaben des Geistes und des Gemütes ausgestattet war. Der Sohn Johann Jakob hing mit ganzer Seele an ihr und zögerte nie, ihren entscheidenden Einfluss in Worte zu fassen. Im Nachwort zu einem Gedichtband schrieb er sieben Jahre nach ihrem Tod über sie: «In meinem Herzen behauptete damals – wie jetzt noch – meine gute Mutter den Oberplatz; von ihr ging ein heilig Glauben, Hoffen und Lieben in meine Seele über… Sie war meine ehrwürdigste und geliebteste Freundin und wird es bleiben… ihr Wesen verliess mich nicht…»

Reithards Mutter brachte dem poetischen Talent des Sohnes viel Verständnis entgegen. Dieses Talent gab sich zum Erstaunen seiner Umgebung schon sehr früh zu erkennen. So dichtete der Achtjährige auf den damaligen Wirt des Gasthauses zur Sonne den folgenden Vers:

Herr Sunnewirt, potz Sappermänt!
I möcht I früntli rate,
Es Bitzli minder Kumplimänt
Und mehner Chalberbrate!

Die Mutter des Dichters, Anna Reithard-Schulthess, 1781–1835.

Der Vater, Hans Conrad Reithard, 1773–1828.

Kindheits- und Jugendjahre

Wenden wir uns nun den Kindheits- und Jugendjahren unseres Dichters zu! Hier ist zunächst einmal festzuhalten, dass es zu jener Zeit, in den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, noch gar keine Volksschule im heutigen Sinn gibt. Die Schule von damals liegt in den Händen von wenig gebildeten, für ihre Tätigkeit nur höchst notdürftig vorbereiteten Schulmeistern. Infolgedessen hat sie dem aufgeweckten Knaben wenig zu bieten; weit mehr lernt er von seinen Eltern zu Hause. Am wohlsten aber fühlt sich der Junge an einsamen Orten, wo er seiner Phantasie freien Lauf lassen kann, so im Gemäuer der Wulpruine oder im Goldbacher Wald beim Isis- oder Wiisschilchli. Als Erwachsener hat Reithard das Walten seines kindlichen Phantasierens wie folgt beschrieben: «Stundenlang pflegte ich mit dem Gesicht im Rasen zu liegen und geschlossenen Auges das bunte Pfauenrad der Phantasie zu schlagen. Ein Kaleidoskop von Farben und Formen eröffnete in der Regel den Reigen: rasch wechselnde Gemälde seltsamer Art, lebendige Tapeten, die zuletzt in anmutige Gegenden übergingen, von lichten Gestalten bevölkert. Von Minute zu Minute steigerte sich diese tief innerliche Anschauung, bis ich mich endlich ganz im Himmel wähnte und selber leichten Fluges über paradiesische Auen schwebte…»

In privaten Schulen in Zürich eignet sich der junge Reithard unter anderem die Kenntnis der lateinischen und der französischen Sprache an. Daneben widmet sich der Jüngling einer buntgemischten Lektüre, die von der schönen Melusine, Till Eulenspiegel, Doktor Faust bis zu Uhland und Schiller reicht. Zu dieser Zeit, aber auch schon vorher entstehen eigene Balladen, Rittererzählungen, Gebete, Oden, Lieder. Eine schwere Erkrankung, die ein halbes Jahr dauert, wirft den Jungen aufs Krankenlager und unterbricht aufs schmerzlichste den grossen Lerneifer und die intensiv betriebene Lektüre. Da wird es auch klar, dass der schwächliche und schonungsbedürftige Jüngling dem Beruf eines Geistlichen (wie dies

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

der Mutter vorschwebt) niemals gewachsen sein wird. Eine Graveurlehre wird nach einem halben Jahr abgebrochen; auch Reithards neuer Lehrmeister, ein Kaufmann, wird schnell gewahr, dass sein Zögling kein Talent für den Handelsstand besitzt, weiss aber Vater Reithaar dazu zu bewegen, den Sohn aufs Collegium humanitatis in Zürich zu schicken, ein Institut, das den oberen Klassen eines Gymnasiums entspricht. Es ist eine entbehrungsreiche Zeit, da die Eltern Reithaar diese Ausbildung nicht bezahlen können und der Sohn sein Leben in der Stadt nur dank Privatstunden und einer kümmerlichen Unterkunft daselbst zu fristen vermag.

Der Jünger Heinrich Pestalozzis

Lange Zeit bleibt der Hospitant Reithard nicht am oberen Gymnasium; vielmehr verwirklicht nun der Achtzehnjährige im Einverständnis mit seinen Eltern den Wunsch, Lehrer zu werden. Was die Ausbildung zum Lehrer betrifft, gibt es damals in der Schweiz eine allererste Adresse: Es ist dies der legendäre Heinrich Pestalozzi, der im Schloss von Yverdon – zu deutsch Iferten – seine Wirkungsstätte hat. Einen Empfehlungsbrief des hochangesehenen Zürcher Antistes (Kirchenvorstehers) Hess in der Hand, stattet nun der junge Reithard dem 77jährigen berühmten Greis seinen Antrittsbesuch ab. Lassen wir Reithard selber über die erste Begegnung mit Pestalozzi berichten: «Als ich ihn ... besuchte, fand ich den Greis im Dachzimmer eines Eckturmes des Iferter Schlosses. Ich war ein für Pestalozzis Streben feurig eingenommener junger Mensch und trat mit Ehrfurcht in das stille Closet des berühmten Mannes. Ob auch sein Glücksstern im Sinken, seine Anstalt im Verfall war, in meinem Gemüte lebte der Verfasser von Lienhard und Gertrud ... in unverwelklicher, von keinen äussern Glücks- oder Übelständen bedingter und verkümmerter Glorie. Pestalozzi lag, als ich in das ärmlich ausgestattete Zimmer trat, seiner Gewohnheit nach angekleidet im Bette und diktierte einer jungen Dame in die Feder. Bei meinem Eintritt fuhr er hastig auf: «Was wär Euch lieb?» Ich übergab ihm den Brief und richtete noch mündlich die Grüsse seines greisen Freundes aus. Kaum hatte ich den Namen «Antistes Hess» ausgesprochen, als der Sonnenschein einer herzlichen Freude sein vielfaltiges Antlitz übergoss. «Da seid Ihr wahrlich besser empfohlen, als wenn Ihr ein Rekommandationsschreiben des Grossmoguls überbrächtet!» rief er.

Pestalozzis Wohlwollen gegenüber dem Zürcher Neuling kühlt sich allerdings schnell ab, als er bemerkt, dass sein einstiger Freund und jetziger Gegenspieler, der 44jährige Johannes Niederer, sich des jungen Reithard herzlich und uneigennützig annimmt. Als der Zürcher sich nach einem Jahr von Pestalozzi verabschieden will – er trifft ihn wiederum im Eckturmstübchen des Schlosses im Bett liegend –, spricht der Greis zornig: «Ich kenne Euch nicht mehr, lebt wohl» und wendet das Gesicht gegen die Wand.

Der Lehrergehilfe

Reithards nächste Station ist Burgdorf, wo er als freiwilliger Gehilfe des Lehrers Samuel König sein erstes Praktikum absolviert. So gewinnbringend dieses praktische Schuljahr für den angehenden Lehrer ist, so wenig behaglich fühlt er sich in der Stadt, deren Leute ihm ausserordentlich kleinstädtisch vorkommen und wo er mit niemandem Freundschaft zu schliessen Gelegenheit hat. Das eintönige Leben (wie er es nennt) in Burgdorf dürfte

immerhin der Besinnung auf das Wesen und die Ziele des Lehrerberufs förderlich sein. In einem Brief an seine Eltern schreibt der junge Pädagoge Reithard dem Beruf des Lehrers und Erziehers «einen hehren, ernsten, herrlichen Charakter» zu, «der ihn anfeuert, erhebt und begeistert».

Hauslehrer und Sängerfestdichter

Im Sommer 1825 – Reithard ist eben zwanzig geworden; es ist übrigens das Jahr, da der junge Pädagoge seinen Namen aus «Reithaar» in «Reithard» ändert – im Sommer 1825 gelangt der Küsnachter zu seiner ersten selbständigen Anstellung: Er wird durch Vermittlung eines Freundes Hauslehrer beim Ratsherrn Mengold in Chur. Auch hier in Bündens Hauptstadt kommt ihm das Leben sehr kleinstädtisch vor; für einen Freund und Kollegen fasst er seine Eindrücke in dem lapidaren Satz zusammen: «Die Leute lieben mich mehr als ich sie, doch letzteres dem Frieden ganz unbeschadet.» Von Rätien aus ergibt sich eine Verbindung mit dem Wädenswiler Pfarrer Rudolf Wirz, der es gerne sähe, wenn der Churer Hauslehrer seinen Wirkungsort an die Dorfschule Wädenswil verlegte. Wirklich wird Reithard dort im Sommer 1826 als Lehrer an eine Schulklasse gewählt, deren Schüler die Alltagsschule bereits absolviert haben. In Wädenswil ist der Pädagoge aus Küsnacht kein Unbekannter: Für den ersten Sängertag des eben gegründeten «Sängervereins am Zürichsee» hat Reithard zwei Gedichte geschrieben, die infolge einer internen Intrige gleich von zwei Komponisten, dem berühmten Hans-Georg Nägeli und einem gewissen Anton Liste, vertont wurden. Auch an der zweiten Tagung des Sängervereins in Wädenswil erklingt zur Begrüssung die Vertonung eines von Reithard verfassten Gedichts, das folgendermassen beginnt:

Seid uns willkommen, vielgeliebte Brüder!
Wir bieten euch zum frohen Gruss die Hand!
So sehn wir denn uns alle freudig wieder,
Herbeigeführt vom hehren Geist der Lieder,
Und schön bewährt sich unsrer Eintracht Band.

Zerbrechliches Eheglück

Reithard darf sich damit noch vor seinem Stellenantritt in Wädenswil rühmen, einer der ersten Sängerfestdichter der Schweiz zu sein. Im Januar 1827 tritt er in seinen neuen Wirkungskreis ein. Ein halbes Jahr später schliesst er den Bund der Ehe mit der um drei Jahre älteren Süsette Boltshauser, der Tochter eines Küsnachter Sekundarlehrers. Sehr lange dauert das junge Glück freilich nicht; denn schon ein Vierteljahr nach der Hochzeit schreibt Reithard an einen Freund: «Mag immerhin das eheliche Leben manches Liebliche gewähren, so vermag es dennoch, glaube ich, einem Männerherzen nicht alles zu sein.» Das eheliche Glück, so lässt sich Reithard im selben Brief vernehmen, gründe auf der «Superiorität des Mannes und auf des Weibes Delikatesse». Im Lichte dieses Briefes wundern wir uns nicht allzusehr, wenn wir erfahren, dass die Ehe des oft krank darniederliegenden, von melancholischen Verstimmungen und Todesahnungen heimgesuchten Reithard mit Süsette Boltshauser sich nicht von Dauer erweist: Sie wird nach wenigen Jahren geschieden.

Johann Jakob Reithard im Alter von 48 Jahren

Poetischer Durchbruch

Nach zwei Jahren des Wirkens an der Schule Wädenswil wird Reithard vom Leiter eines Lehrinstitutes in Glarus, dem deutschen Theologen Johann Georg Spielberg, als zweiter Lehrer berufen. Spielberg wird ihm zwei Jahre später das Zeugnis eines braven, tüchtigen, pflichtbewussten und beliebten Lehrers ausstellen. Ganz besonders in dieser Glarner Zeit bricht sich das poetische Talent des Mittzwanzigers mächtig Bahn. Er wird Mitarbeiter des «Braunschweiger Mitternachtsblattes für gebildete Stände», des in Zürich erscheinenden «Malerischen Unterhaltungsblattes» und der «Alpenrosen», des auch ausserhalb der Schweiz geschätzten einheimischen Kalenders, wo er unter anderem eine seiner meistbeachteten Balladen, «Die beiden Gemsjäger», publizieren kann. Im Zusammenhang mit den «Alpenrosen» lernt er deren Redaktor, den elf Jahre älteren deutschen Emigranten und Dichter Adolf Ludwig Follen, kennen, der für einige Jahre Reithards (und übrigens auch Gottfried Kellers) treuer Ratgeber und Freund wird und diesen nach einem gesundheitlichen Zusammenbruch einige Zeit in sein Haus, den «Roten Ackerstein» in Höngg, aufnimmt. Der fruchtbare Gedankenaustausch mit Follen bringt dem Jüngeren erst recht und schmerzlich seine bruchstückhafte Bildung zum Bewusstsein.

Hochfliegende Pläne – drückende Realität

In einem Brief an Follen bekennt Reithard: «Schon recht lange nämlich lebt der Wunsch in mir, hinaus, in weitere Kreise zu treten und mich in einem freieren, lichteren, geistigeren Leben zu sonnen. ... Und so ist es denn endlich geschehen, dass ich ... mich entschlossen habe, eine deutsche Hochschule zu beziehen...»

Wenige Wochen später kommt er in einem weiteren Brief auf seinen Hochschul-Entschluss zurück. Angesichts der wirtschaftlichen Not seiner Mutter verzichtet der Sohn, sein weniges Erspartes opfernd, auf seine Pläne, und dies für immer. Reithards feinsinniger Biograph Rudolf Hunziker kommentiert diesen bedeutungsschweren Abschnitt in Reithards Leben mit folgenden Sätzen: «Eine harmonische Ausbildung seiner reichen Talente blieb ihm versagt, denn «Erwerb» war das Losungswort, das ihm sein und der Seinigen Interesse unerbittlich zurief. Nun galt es, den Kampf mit dem Leben in einer selbständigeren Weise als bisher aufzunehmen.»

Schlimme Folgen eines Flugblattes

Das Stichwort «Kampf» ist wahrlich kein leeres Wort; es weist uns vielmehr mit Nachdruck darauf hin, dass wir es bei Reithard nicht allein mit einem Dichter und Pädagogen zu tun haben, sondern auch mit einem ausgeprägten «homo politicus», einem impulsiven politischen Menschen, von dem bisher noch nicht die Rede gewesen ist. Die Zeit um 1830, die wir eben ins Auge fassen, ist nicht bloss jene der in der Schweiz mit Begeisterung mitverfolgten Juli-Revolution zu Paris, sondern auch die des Basler Bürgerkriegs, jene Zeit mithin, da sich die im Umkreis der Hauptstadt wohnenden Basler Untertanen vom Joch der städtischen Aristokraten auf Biegen und Brechen loszureissen bemühen. Die mit Blutvergiessen und militärischer Besetzung verbundene Lostrennung der Baselbieter von der als tyrannisch empfundenen Stadt erregt die Sympathie der Bewohner der anderen Kantone, denn die Überwindung der drückenden Bevormundung durch die städtischen «Gnädigen Herren und

Obern» ist das grosse Thema der Epoche. Von Glarus aus nimmt Reithard leidenschaftlichen Anteil an den Vorgängen im fernen Basel. Auf die Kunde vom blutigen Gefecht bei Frenkendorf und von der Besetzung Liestals durch städtische Truppen lässt er sich zur Abfassung eines Flugblattes hinreissen, in dem es unter anderem heisst: «Auf zu den Waffen alle, die ihr dieses leset; wir können nicht warten, bis im Schatten einer langsamen Demokratie die Brut der Aristokratie der Menschheit heiligste Rechte in blutigen Staub tritt! Auf, auf zu den Waffen, besonders i h r, Scharfschützen! Ein höheres Ziel ist euch gesetzt, die Brust der Schandbuben, die da wähnen, der Bauer sei ein Vieh und nur da, sich nutzen und schlachten zu lassen.»

Das Flugblatt bleibt zwar zum Glück ohne Wirkung auf die politischen Ereignisse im Baselbiet; dennoch sind die juristischen Folgen für den Urheber des hetzerischen Aufrufs ausserordentlich schmerzhaft, zum einen, weil sich Reithard vor mehreren Gerichtsinstanzen für seine Brandschrift zu verantworten hat, was ihm eine fast untragbare finanzielle Last aufbürdet, zum andern, weil sein Ansehen leidet und viele seiner bisherigen politischen Gesinnungsfreunde ihn im Stich lassen. Auch hat sich der Küsnachter die Aussicht verscherzt, das einflussreiche Amt eines Aktuars des Zürcher Erziehungsrates zu bekleiden – eine Wunde, die nie mehr ganz heilen wird.

Freundschaft mit dem Sängervater Hans Georg Nägeli

In dieser in jugendlichem Überschwang und politischer Leidenschaft selbst eingebrockten tiefen Misere gibt es in Zürich glücklicherweise zumindest einen Menschen, der unerschütterlich zu Reithard hält. Diese Persönlichkeit ist niemand anders als der berühmte, rund dreissig Jahre ältere Hans Georg Nägeli, Musikschriftsteller, Komponist und Gründer sowie erster Präsident des Sängervereins der Stadt Zürich. Von ihm wird Reithard später die Worte schreiben: «Er war mir Lehrer und Freund wie keiner; er anerkannte, ermunterte und förderte mein Talent, als es giftig verspieen wurde, und hielt fest an mir, als Parteihass mein Leben verbitterte und verstürmte und alte Freunde mir vom Herzen riss.» Nägeli vertont eine ganze Reihe von Reithards Gedichten; es müsste reizvoll sein, diesen im Zeichen unverbrüchlicher Freundschaft entstandenen, in der Musikabteilung der Zürcher Zentralbibliothek sorgsam verwahrten Liedern nachzuspüren und sie nach anderthalb Jahrhunderten dem Vergessen zu entreissen. Wie hoch Nägeli Reithards dichterisches Talent einschätzt, geht aus seiner Bemerkung hervor, wonach dieser «die Schweiz auf dem Parnass (d. h. dem sagenumwobenen Sitz der Musen im alten Griechenland) mit am würdigsten vertreten werde».

Alfred Egli

Fortsetzung nächste Seite!

Johann Jakob Reithard – Dichter, Lehrer, Publizist

Ein Lebensbild (II, Schluss)

Alfred Egli

Johann Jakob Reithard im Alter von dreissig Jahren, gezeichnet von H. Guyer 1835.

Im Jahrheft 2005 (Seiten 76–83) haben wir den träumerischen und vielseitig begabten Küsnachter J. J. Reithard durch seine Kindheits- und Jugendjahre begleitet, seine Ausbildung zum Pädagogen bei Heinrich Pestalozzi in Iferten (Yverdon), die Jahre des Wirkens als Lehrer in Wädenswil und Glarus und seinen wachsenden Ruf als schweizerischer Sängerfestdichter verfolgt. Auf den innigen Wunsch, an einer deutschen Hochschule ein Studium aufzunehmen, muss Reithard aus finanziellen Gründen schweren Herzens verzichten; umso mehr stürzt er sich auf das lebhafte politische Geschehen in der Heimat. Ein hetzerisches Flugblatt im Zusammenhang mit dem damaligen Basler Bürgerkrieg verwickelt den jungen Urheber in ein Gerichtsverfahren, das ihm eine fast untragbare finanzielle Last aufbürdet und ihn viele Freundschaften kostet.

Der Publizist

Nach der finanziell und gesellschaftlich gleich desaströsen Verurteilung als Autor seines kriegerischen Flugblatts bleibt es Reithard nicht erspart, sich nach einer geeigneten Einnahmequelle umzusehen. Er beschliesst, eine «belletristische Monatsschrift» zu gründen, welcher er in Anlehnung an die berühmte deutsche Monatsschrift «Deutscher Merkur» den stolzen Titel «Schweizerischer Merkur» gibt. In der ersten Nummer veröffentlicht er sein Epos «Die Revolution zu Babel», worin er mit beissendem Sarkasmus die revolutionären Vorgänge in Basel um 1830 und insbesondere die aristokratische Kaste der Stadt Basel auf die Schippe nimmt. Das Epos bleibt unvollendet, und die Zeitschrift «Schweizerischer Merkur» bringt nicht den erhofften literarischen und finanziellen Erfolg. Daher tut sich Reithard mit dem St. Galler Archivar und renommierten Schriftsteller Joseph Anton Henne zusammen; in gemeinsamer Redaktion geben die beiden von 1832 an die Zeitschrift «Schweizerblätter» heraus. Diese erfreuen sich dank der Mitarbeit zahlreicher fähiger Autoren einer gewissen Beachtung. Mit den «Schweizerblättern» ist Reithard allerdings nicht ausgelastet; so wird er vom Januar 1834 an überdies Redaktor einer neuen Zeitung mit rund 1800 Abonnenten, des «Freitagsblattes», das im Volk den Namen Fensterlizeitung erhält (nach der jede Nummer zierenden Titelvignette, die einen am offenen Fenster lesenden Mann darstellt). In dem neuen Blatt bringt der frischgebackene Redaktor viele eigene Beiträge, ernste und humorvolle Abhandlungen, Briefe wechseln mit Erzählungen, Märchen und Rätseln, er kämpft gegen die Todesstrafe und die unbefugte Einmischung deutscher Flüchtlinge in schweizerische Angelegenheiten. Vom selben Jahr an zeichnet Reithard zusätzlich als Herausgeber des erfolgreichen und beliebten «Republikaner Kalenders», der sich über mehrere Jahre durch eine grosse Mannigfaltigkeit des gebotenen Lesestoffs auszeichnet. Alle diese Tätigkeiten als Redaktor können unseren Freund auf die Dauer doch nicht ganz befriedigen; Anfeindungen seitens seiner Gegner machen ihm nicht wenig zu schaffen und zwingen ihn zuweilen dazu, gleichsam mit dem Zweihänder zurückzuschlagen. Dass er auch diese Kunst des Kampfs mit harten Bandagen beherrscht, mag das folgende Beispiel an die Adresse einer Ostschweizer Zeitung, des «Allgemeinen Schweizer Korrespondenten» in Schaffhausen, belegen:

«Ums Himmelswillen, was will auch ein Schwein wie der Schaffhauserkorrespondent von Anstand reden? Wie will auch dieser Generalspucknapf, der den giftigen Geifer aller schwindsüchtigen Aristokraten sammelt, wissen, was schicklich ist? Wie darf dieser zweibeinige, neuheidnische Nachtstuhl von Zartgefühl und Scham reden, er, auf dem sich vor aller Welt das schmutzigste Pfaffen- und Jesuitengesindel seines Bauchgrimms entledigt! Hebe dich weg, du stinkender Bock!»

Reithard als Deutschlehrer

Und Reithard macht sich auf, einen anderen Wirkungskreis zu suchen. So bewirbt sich der 29jährige um eine Deutschlehrerstelle am frisch gegründeten höheren Gymnasium in Bern. Dass Reithard aus der Zahl von elf Bewerbern die Stelle zugesprochen erhält, verdankt er einerseits seiner politischen Ausrichtung als Radikaler, anderseits den Empfehlungen von Professor Orelli und Hans Georg Nägeli. Gewissermassen Hals über Kopf folgt der wieder in den Lehrerberuf Zurückgekehrte dem Ruf des Berner Erziehungsdepartements, dabei muss

J. J. Reithard (1805–1857) nach einer Kohlezeichnung von Rudolf Koller.

er allerdings seine Fensterli-Zeitung und den «Republikaner Kalender» von einem Tag auf den andern widerwillig genug andern Leuten überlassen. Mit dem neuen Posten handelt sich Reithard jedoch neuen Ärger ein: einen zermürbenden Rechtsstreit mit dem Buchdrucker Wild von der «Freitags-Zeitung», einem üblen Charakter, und viele hämische Zeitungskommentare seiner politischen Gegner. Und wie nun Reithard Anfang November 1835 seine Lehrstelle am Gymnasium Bern antritt, wird ihm diese von der ersten Stunde an zur Qual. Er findet den Zugang zu den Schülern mit dem besten Willen nicht; feindliche Haltung, höhnisches Gelächter und Trotz schlagen ihm in den Klassen entgegen und lähmen den jungen Lehrer so sehr, dass ihm der Berner Regierungsrat schon im Januar auf sein Gesuch die Entlassung aus dem Schuldienst «in allen Ehren» (wie es im offiziellen Schreiben heisst) gewährt. Damit hat Reithard seine Rolle als Gymnasiallehrer für immer ausgespielt.

Am Tiefpunkt

Mit dem so unerwartet raschen Abgang von seiner Berner Wirkungsstätte, die ihm endlich die lange vermisste wirtschaftliche Sicherheit gebracht hätte, bricht für Reithard eine Zeit grössten Unheils an: In Burgdorf fristet er zunächst ein trostloses Dasein, weil ihm das

Geld fehlt zur Tilgung seiner Schulden, aber auch zur Abtragung der Schuldenlast seiner Küsnachter Angehörigen, die in bitterster Not leben. Seine Mutter vermag nach dem rätselhaften Verschwinden ihres Gatten ihrer finanziellen Verpflichtungen kaum Herr zu werden; Reithards Schwager verliert in einer misslungenen Spekulation sein gesamtes Vermögen und wandert verarmt nach New York aus, wo er einer Cholera-Epidemie zum Opfer fällt, so dass auch seine Frau, Reithards Schwester Anna, mit ihren drei Kindern in grosse Schwierigkeiten gerät; ausserdem ist der Bruder Konrad ohne Arbeit und fällt seiner verwitweten Schwester zur Last. Reithards schwerkranke Mutter kann endlich das verschuldete Heimwesen im Kusen verkaufen; wenig später stirbt sie an ihrem Brustleiden. Zwischen Mutter und Sohn hat in all den Jahren eine sehr innige Beziehung bestanden. Nach ihrem Tod ist es die der Mutter wesensverwandte Schwester, der sich Reithard anvertraut, der er alles beichtet und die inskünftig sein Schutzengel wird.

Die Rettung

In seiner seelischen und finanziellen Notlage wendet sich der Dreissigjährige an den einflussreichsten Mann des damaligen Burgdorf, an Regierungsrat Carl Schnell, und bittet diesen in einem offenherzigen Brief um eine feste Anstellung und ein Darlehen. Der Magistrat, eine literarisch bewanderte Persönlichkeit, dem es als Politiker geglückt ist, die Vorrechte der Stadt Bern gegenüber der Landschaft zu Fall zu bringen, kennt die Stärken des Bittstellers sehr wohl und verschafft diesem eine Stelle als Redaktor an seinem Blatt, dem seit vier Jahren bestehenden «Berner Volksfreund»; ausserdem unterstützt er Reithard finanziell. Um sein schmales Redaktorengehalt etwas aufzubessern, bewirbt sich der Küsnachter im selben Jahr zudem erfolgreich um die freigewordene Stelle eines Stadtbibliothekars von Burgdorf. Im Zeichen dieses beruflichen Aufschwungs gelingt es Reithard obendrein, auch sein in der letzten Zeit ins Stocken geratenes literarisches Kind, den «Schweizerischen Merkur», unter Mitarbeit zahlreicher schweizerischer Autoren wenigstens für eine Zeitlang wieder in Schwung zu bringen. Ferner reichen die Kräfte aus, um auch den bereits erwähnten «Republikaner Kalender» zu betreuen. Reithards überaus fruchtbare Burgdorfer Jahre sind ein eindrücklicher Beweis für den Einfallsreichtum, die Schaffenskraft, die Gewandtheit und Leichtigkeit, womit dieser es zuwege bringt, mehreren anspruchsvollen Aufgaben aufs Mal gerecht zu werden.

Freundschaft mit Gotthelf

Die freundschaftliche Beziehung zu Regierungsrat Carl Schnell ist der eine grosse Gewinn von Reithards Burgdorfer Jahren. In Burgdorf lernt der Redaktor des «Berner Volksfreunds» eine weitere überragende Persönlichkeit kennen: Albert Bitzius, den Pfarrer von Lützelflüh. Reithard erfasst sogleich die geniale Eigenart des um acht Jahre älteren Freundes; umgekehrt findet Bitzius alias Jeremias Gotthelf grossen Gefallen an dem belesenen und witzigen Zeitungsmann, der die kernigen Artikel des Pfarrers im «Volksfreund» veröffentlicht. Die beiden sind sich in Fragen der Politik und des Schulwesens vollkommen einig. Reithard kommt hier ein grosses Verdienst zu: Er ermuntert nämlich Gotthelf zu einer dessen Talenten angemessenen literarischen Ausdrucksform, dem Roman. Gotthelfs «Bauernspiegel» wäre wohl ohne Reithards Zuspruch nie zustande gekommen. So mag man mit einigem

Recht behaupten, dass Reithard mit seinem scharfen Blick für das ungewöhnliche Potential seines Freundes als Geburtshelfer beim Zustandekommen des monumentalen Gotthelfschen Romanwerks angesprochen werden darf.

Der Schulinspektor

Fünf Jahre dauert Reithards Burgdorfer Zeit. Auch hier haben sich im Laufe der Zeit Ermüdungserscheinungen eingestellt, die den Publizisten nach einem neuen Kreis des Wirkens Ausschau halten lassen. Die Hoffnung auf eine Ernennung zum Direktor der neuen Strafanstalt in St. Gallen zerschlägt sich; hingegen erreicht den Suchenden der Wink seines alten Freundes, des Landammanns Dietrich Schindler aus dem Kanton Glarus, dass im Lande des heiligen Fridolin die Stelle eines kantonalen Schulinspektors zu besetzen sei. Wirklich fällt die Wahl des Glarner Schulrates auf den Redaktor in Burgdorf. Zwei Jahre lang, von 1840 bis 1842, visitiert nun Reithard mit grösster Hingabe sämtliche Dorfschulen des Glarnerlandes. Sein Pflichtenheft ist gewaltig: 140 Schulbesuche im Jahr, dazu eine Masse von Schreibereien, Gutachten und Berichterstattungen samt der Leitung der Examina der Lehramtskandidaten und Abiturienten beider Konfessionen, und dies alles bei einer bescheidenen Jahresbesoldung von 500 Gulden, die in keinem Verhältnis zu der geforderten Leistung steht. Lassen wir den Inspektor selbst über seine Tätigkeit in den Glarner Schulen berichten:

«Meine Inspektionen … waren nicht nur ein flüchtiges Hineingucken in die Schulstube, sondern ein genaues, unparteiisches Prüfen. Nie war ich nur untätiger Zuschauer, sondern führte bei den Prüfungen durchwegs die Oberleitung, prüfte selbst … und fragte, soviel dies, ohne Störungen zu verursachen, geschehen konnte, … selbst ab, sah ihre schriftlichen Arbeiten aufs genauste selbst durch und besorgte nicht selten die Korrektur…»

So sehr sich Reithard bemüht, die Glarner Schulen im Niveau zu heben – die Mehrzahl der Glarner Lehrer steht dem Inspektor, den sie zu Unrecht als Unterdrücker und Tyrannen empfinden, ablehnend gegenüber. Seine Erfahrungen fasst Reithard in einem Brief an den Schulrat in folgenden Worten zusammen:

«… Fühlen Sie einen Augenblick das Gewicht der schändlichen Misshandlungen, die ich von einem Teile derjenigen erdulden musste, die meiner Aufsicht unterstellt sind, und von denen ich Liebe statt Hass, Vertrauen statt Argwohn, anständiges Benehmen statt Lästerung und Verleumdung erwarten sollte! Selten ist ein Beamteter, der zur Förderung der Kulturinteressen berufen wurde, so bübisch verunglimpft und besudelt worden wie ich. Und von wem? Von Lehrern, deren Schulen ich visitieren sollte!»

Im Lichte all der hier nur bruchstückhaft geschilderten unerfreulichen Erfahrungen tritt Reithard von seinem dornenvollen Inspektorenamt zurück. Es ist zugleich sein Abschied von der Institution Schule überhaupt.

Vereinsamung

Schon im Anfang seiner Glarner Inspektorentätigkeit ist übrigens auch eine andere wichtige Entscheidung seines Lebens gefallen: Jenes (nach Reithards Worten) «vortreffliche Mädchen» mit Namen Minna Schindler, die Tochter des Glarner Landsfähnrichs Kaspar Schindler, mit der er sich, wie er sagt, am Beginn seiner Burgdorfer Jahre eine «glänzende

Verbindung» erhofft hat, ist des fünfjährigen Wartens auf Reithard überdrüssig und verlobt sich mit einem jungen Pfarrer aus Schwanden. Damit zerschlagen sich Reithards Aussichten, nach seiner ersten Ehe, die, wie wir sahen, in einer Scheidung endete, sich aufs neue – und glücklicher – zu verheiraten. Reithards Biograph Rudolf Hunziker erklärt Reithards Verhalten Minna Schindler gegenüber mit dessen alles dominierender Bindung an seine verwitwete Schwester, mit welcher er seit dem Tod der Mutter zusammenwohnt und für die er sich auf Gedeih und Verderb verantwortlich fühlt. Reithard empfindet allerdings die Last des Junggesellendaseins je länger, je stärker und schmerzhafter. Einige Jahre später wird der 44jährige seinem Freund und Schwager in St. Gallen schreiben:

«Am empfindlichsten und tiefsten drückt mich das Gefühl der Vereinsamung; die Frage: Wem gehörst du? Und hast du auch eine Seele auf dem Erdenrunde, die dir vollkommen ergeben ist und in deiner Liebe lebt und webt? Diese Frage steckt wie ein Pfeil im Mittelpunkt meines Herzens und macht mir die bevölkerte Stadt zu einer öden Wüste. Die Schatten des Abends beginnen in mein Leben hineinzuragen…»

Neuer Aufbruch

Kaum seines Glarner Inspektorenamtes ledig, entfaltet Reithard nunmehr von Zürich aus eine emsige Tätigkeit als Herausgeber und Autor. Er veröffentlicht einen «Kalender für die Jugend und ihre Freunde», schreibt für die «Bundeszeitung», tritt mit der Redaktion des «Stuttgarter Morgenblatts» in Verbindung. Ein Band mit einer Sammlung seiner Gedichte erfreut sich beträchtlicher öffentlicher Anerkennung. Von Gotthelf ist überliefert, der berühmte Ludwig Uhland habe sich dahingehend geäussert, seit er Reithards Poesien kenne, wisse er, dass die Schweiz einen Dichter habe. Glück hat Reithard auch insofern, als der St. Galler Landammann Baumgartner, der in zweiter Ehe Reithards Schwester Elisabeth geheiratet hat, die «Schweizerzeitung» herausgibt und nun den Bruder seiner Frau zum Zürcher Korrespondenten ernennt. Der ausgedehnte Briefwechsel zwischen Baumgartner und Reithard ist erhalten und gewährt einen ausgezeichneten Einblick in die ungetrübte Freundschaft der beiden Männer. Neben seiner engagierten Mitarbeit an der «Schweizerzeitung» seines Schwagers wird Reithard auch Korrespondent des zu dieser Zeit bedeutendsten Blattes in Deutschland, der «Allgemeinen Zeitung». Und beim Tagblatt der Stadt Zürich ist er für eine Besoldung von 1500 Franken jährlich für die Tagesnachrichten verantwortlich. Daneben zieht er in einer separaten Publikation aufs heftigste gegen die Aufhebung der aargauischen Klöster und in einer weiteren Schrift gegen die Art und Weise der Behandlung der Jesuiten ins Feld. Aus Reithards politischen Stellungnahmen in der schweizerischen Zeitungslandschaft lässt sich erkennen, dass aus dem früheren glühenden Radikalen zum Ärger seiner früheren Gesinnungsfreunde ein Konservativer geworden ist. Leider hat sich aus keineswegs zwingenden Gründen auch die Freundschaft zwischen Gotthelf und Reithard abgekühlt.

Mag auch Reithard, wie wir gehört haben, seine Vereinsamung heftig beklagt haben, so ist es doch auch Tatsache, dass er in Zürich im Laufe der Jahre in der sogenannten Samstagsgesellschaft und in der Künstlergesellschaft einen Kreis von treuen und gleichgesinnten Freunden kennenlernt, die sich regelmässig zu treffen pflegen. Über die Grenzen der Schweiz kommt er übrigens in seinem ganzen Leben nur ein einziges Mal hinaus, nämlich anlässlich einer Dienstreise nach Paris.

Die Linde zu Freiburg

Zu Freiburg auf dem Rathausplatz
Steht eine Linde.
Leis rauscht ihr grüner Blätterschatz
Im kühlen Winde.
Die Linde, die da rauscht so leis,
War einst ein fast verwelktes Reis.

Von eines Kriegers Eisenhut
Nickt' es verloren,
Und der es trug, er schlug sich gut
Vor Murtens Toren.
Als der gewaltge Sieg geglückt,
Hat er damit den Helm geschmückt.

Und Freiburgs Venner sprach dies Wort:
Lauf heim und sage,
Dass wir gesiegt, den Unsern dort
Noch heut am Tage!
Je bälder du die Stadt erreicht,
Je rascher dort die Angst entweicht.

Und folgsam macht der Bote gleich
Sich auf die Beine.
Die andern sammeln Schätze reich;
Er wünscht sich keine.
Der grösste Schatz, den er gewann,
Ist, dass er Sieg verkünden kann.

Er läuft in Eil, er rennt in Hast,
Der biedre Knabe,
Gönnt keine Ruh sich, keine Rast
Und keine Labe.
Der Waldbach schäumt, die Sonne sticht,
Fast bricht sein Herz, er achtets nicht.

Und atemlos, mit letzter Kraft
Ists ihm gelungen,
Ist durch den Kreis der Bürgerschaft
Hindurchgedrungen
Auf selben Platz, wo rauschend heut
Die alte Linde Schatten streut.

Dort steckt er ein den Speer mit Macht,
Sich dran zu ranken.
Sein Busen fliegt, sein Auge lacht,
Man sieht ihn wanken.
Doch fasst er sich und donnert: Sieg!
Dann sank er zuckend hin und schwieg.

Gebrochen war in stolzer Lust
Sein treues Herze.
Der Bürger angstentladne Brust
Erlag dem Schmerze.
Das Siegesfest zu Freiburg ward
Zu einer stillen Totenfahrt.

Man nahm das welke Lindenschoss
Vom Hut des Knaben
Und hat, wo er sein Auge schloss,
Es eingegraben.
Draus ward die Linde, die noch heut
Auf selbem Platze Schatten streut.

Eine wahrhaft tragische Existenz

Auf der Rückkehr von einer Reise in die Schweizer Berge wirft ein Bruchleiden den rüstigen Fünfziger unvermittelt aufs Krankenlager. Die Hoffnung auf eine Besserung des Leidens erweist sich als trügerisch; nach einem erfolglosen operativen Eingriff erlischt am 9. Oktober 1857 des Dichters Lebensflamme. Auf dem Friedhof Hohe Promenade markieren noch fast ein halbes Jahrhundert lang ein efeu- und immergrünumrankter Stein mit einer Harfe und eine Trauerweide den Platz, wo der Küsnachter zur Ruhe gebettet worden ist.

Wir kommen zum Schluss. Wer Reithards Lebensgang auch nur annähernd überblickt, wird dem Biographen Hunziker ohne Zögern beipflichten, der das Leben des Dichters «eine kleine Tragödie» genannt hat. Angefangen hat diese Tragödie im unverschuldeten wirtschaftlichen Ruin und im rätselhaften Tod des Vaters, und fortgesetzt hat sie sich folgerichtig in der von Not und Armut erzwungenen fragmentarischen Schulbildung, die Reithard zeit seines Lebens als Stigma empfunden hat. Der Küsnachter war zwar mit dem Talent einer ungewöhnlichen sprachlichen Gewandtheit und Ausdruckskraft gesegnet, die ihn Grosses hoffen und anstreben liess. Dass er indes weit hinter den Leistungen seiner Zeitgenossen, eines Gotthelf, Keller und Meyer, zurückblieb, hat seinen Hauptgrund in der Tatsache, dass er nie die Geduld und Musse erlangte, ein dichterisches Werk über Jahre hin zur Reife zu bringen, vielmehr in seiner nie enden wollenden finanziellen Misere dem ständigen Zwang zur journalistischen Produktion ausgesetzt war. Das dem Tagesgeschehen und der Tagespolitik verhaftete Wirken als Journalist, Publizist und Redaktor hat seine dichterischen Anlagen überwuchert und ersticken lassen. Doch bleibt uns der in seinem Charakterbild nicht leicht zu Fassende verehrungswürdig in seiner patriotischen Gesinnung, die ihn unter anderem eine Auswahl von schweizerischen Sagen in Balladenform schaffen und der Bundesversammlung widmen liess. Auch gönnen wir Reithard gern den Ruhm, der erste Sängerfestdichter und einer der bedeutendsten schweizerischen Essayisten des 19. Jahrhunderts gewesen zu sein. Als Bilanz bleibt aber wohl unbestritten, dass Reithard zwar viel Unterhaltendes, Originelles und Amüsantes, doch wenig wirklich Bleibendes oder gar Vollkommenes geschaffen hat. Freuen wir uns daher umso mehr an jenen wenigen Stücken, die ihm wirklich gelungen sind! Eines davon ist unzweifelhaft Reithards eindrucksvolle, vielleicht sogar unsterbliche Ballade von der Murtener Linde zu Freiburg (siehe Seite 49).